

Das inszenierte Ich

**Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung
«Hugo Loetscher – In alle Richtungen gehen»
im Museum Strauhof, Zürich, 16. Dezember 2009**

Von Roman Bucheli

Mit seiner wunderbar fröhlichen Boshaftigkeit, für die er eine ganz besondere Gabe besass (was manche zittern liess, aber viele bewunderten), schrieb Hugo Loetscher in seinem letzten Buch dies: „Identität sei etwas für den Friedhof. Dort seien alle identisch mit sich selbst.“ Das ist für alle, die Hugo Loetscher und sein Werk ein wenig kennen, keine Überraschung. Er liess sich nicht festnageln – und legte sich nicht fest. Er war zwar sesshaft, aber dennoch meistens unterwegs. Er sprach und schrieb nicht nur schneller als viele andere, sondern, wie nur wenige sonst, in vielen Stimmen. Umso verwunderlicher ist es darum, wie selbstbewusst dieser Autor dann doch „ich“ sagen konnte. „Ich“ war eines der allerersten Worte in seinem literarischen Werk, und es war zugleich eines der allerletzten.

Gewiss, es besteht ein Unterschied zwischen dem Ich des Abwasserinspektors in Loetschers Débutroman „Abwässer“ von 1963 und dem Ich in dem zum literarischen Vermächtnis gewordenen letzten Buch, „War meine Zeit meine Zeit“, das nur wenige Tage nach seinem Tod im vergangenen Sommer in die Buchhandlungen kam. Dort war es ein erfundenes Ich; hier ist es das autobiographische Ich. Nun möchte ich aber behaupten, dieses erfundene Ich des Abwasserinspektors komme Hugo Loetscher gerade so nah, wie sich das autobiographische Ich als eine Konstruktion von Dichtung und Wahrheit von seinem realen Vorbild entfernt.

Wer sich von Hugo Loetscher als Autor und Zeitgenosse ein klares Bild zu machen versuchte, bemühte sich vergeblich. Loetschers Wohnung an der Storchengasse war das Basislager eines Weltreisenden, der die Welt am Amazonas ebenso wie an der Limmat fand, der aber, so oft man ihn traf, immer gerade irgendwohin aufbrach oder von irgendwo zurückkehrte. Es ging einem mit Hugo Loetscher darum wie mit dem Hilfsschaffner, der als Spiegelfigur Loetschers durch sein letztes Buch geistert: Wie dieser immer ein Buch mehr gelesen und eine Stadt mehr gesehen hat als alle anderen, so war uns auch Hugo Loetscher immer einen Schritt voraus. Wohin wir – als Leser, als Reisende – auch immer kamen: er war schon dort; wo immer wir ihn fassen zu können glaubten: da war er schon wieder weg und weiter.

Darum ist Vorsicht geboten: Gelegentlich sagt dieser Autor „ich“ – und setzt sich gerade auf diesem Weg eine Maske auf; und manchmal spricht er von sich in der dritten Person, und zuverlässig sind es gerade diese Passagen, die an den innersten Kern seiner Existenz rühren.

Wenn er ein besseres Deutsch schreibe als die meisten Schriftsteller seiner Zeit, so schrieb einmal Walter Benjamin, dann verdanke er es einer einzigen kleinen Regel. „Sie lautet“, so schreibt er, „das Wort <ich> nie zu

gebrauchen, ausser in den Briefen.“ Gemessen an dieser Regel müsste Hugo Loetscher ein mässiger Schriftsteller und seine Sprache von zweifelhaftem Rang gewesen sein. Ein Brief aus dem Jahre 1954 von Max Rychner, für den Loetscher damals Rezensionen und Aufsätze verfasste, scheint eine solche Annahme zu bekräftigen. „In Ihren Manuskripten muss ich korrigieren wie ein Schullehrer“, schrieb Rychner seinem jungen Mitarbeiter und versicherte ihm, er würde dessen Arbeiten von der Sekretärin zurückschicken lassen, hielte er ihn nicht für begabt, um sodann mit provozierendem Sarkasmus fortzufahren: „Sie bewundern die Franzosen als Schriftsteller – aber Sie treiben offenbar die Bewunderung nicht so weit, von ihnen zu lernen.“

Zehn Jahre ging Loetscher durch die harte Schule des Journalismus, ehe er sich selber als Schriftsteller neu erfand. Und wie er da von den Franzosen gelernt hatte! Seine „*maîtres de sensibilité*“ nannte er Camus und Sartre. Den Existenzialismus hatte er bei ihnen kennengelernt, geschult aber hat er an ihnen auch die Gabe der Beobachtung und die Genauigkeit in der Beschreibung als eine gleichsam moralische Verpflichtung eines Autors. Den Witz, die Ironie, den bald boshaften, bald liebenswürdigen Schalk wird der Sohn eines aus dem luzernischen Entlebuch stammenden Handwerkers und Enkel einer aus dem Süddeutschen zugezogenen Arbeiterin wohl als eine Mitgift der Natur mitgebracht haben.

Jedenfalls überraschte Hugo Loetscher Mitte der sechziger Jahre die literarische Welt mit einem kleinen Feuerwerk von drei Romanen, die ein enormes schöpferisches Potenzial erkennen liessen. Er lieh seine Stimme der Reihe nach einem kauzigen Abwasserinspektor, der sich in einem Gutachten um die eigene Nachfolge bewirbt, dann einer aus dem Süddeutschen zugewanderten Kranzflechterin, die auf dem Friedhof Sihlfeld ihrem Gewerbe nachgeht, und schliesslich einem durchgeknallten Zeitgenossen, der die Sintflut kommen sieht und Noah zu sein glaubt. Neben die Gesellschaftssatire kam so die anrührend-hinreissende Verwandlung eines eigenen Lebensstoffes zu stehen und daneben wiederum die sarkastisch böse Parabel auf eine Welt, die an ihrem Fortschrittsglauben zu ersticken droht.

In dreifacher Verwandlung ging daher zwischen 1963 und 1967 aus dem Journalisten der Schriftsteller Hugo Loetscher hervor. Es war eine Selbsterfindung in der neuen Rolle unter Vervielfältigung der literarischen Stimme, wobei der Schriftsteller nie aufhörte, zugleich auch noch Journalist zu sein. Sie sehen, meine Damen und Herren, dieses Ich, das in diesen Jahren aus einer literarischen Explosion hervorging, war auf dem besten Weg, sich in die quecksilbrige Unfassbarkeit davonzustehlen. Die literarische DNA dieses Schriftstellers war nicht zu entschlüsseln; kaum glaubte man seiner habhaft zu werden, hatte er sich abermals verwandelt.

Das verschärfte sich 1975 mit dem Erscheinen des Romans „Der Immune“. Die multiple Identität wird nun nicht mehr nur als stilistische Virtuosität vorgeführt, sondern in einer bewussten Selbstinszenierung unmittelbar zum Kern eines autobiographischen Werks gemacht.

Loetscher gibt hier das lineare Erzählen der früheren Romane auf, und stellt stattdessen die unterschiedlichsten Geschichten scheinbar unverbunden nebeneinander. Lediglich eine Rahmenhandlung hält dieses Kaleidoskop noch locker zusammen. Damit zerfällt das Buch in die stilistische und thematische Vielfalt, und die Mehrstimmigkeit – das Reden in unterschiedlichen Zungen – entfaltet sich nun im Werk selber.

Ausserdem schafft sich Hugo Loetschers Erzähler mit dem Immunen eine Alter-Ego-Figur. Damit bricht bezeichnenderweise gerade hier, wo ganz unverstellt autobiographische Stoffe verarbeitet werden, die Identität in die Vielfalt auf. Das Ich wird – ganz ähnlich übrigens wie bei Paul Nizon oder Max Frisch, den anderen eminenten Ich-Erzählern dieser Jahre, mit denen Hugo Loetscher freilich sonst wenig verband – das Ich wird hier zu einer literarischen Figur, die bewusst in einer unentschiedenen Schwebelage zwischen Fiktion und Authentizität gehalten wird.

Zum einen birgt diese Verdoppelung des Erzählers in der Figur des Immunen eine anti-ideologische Spitze. Die Widersprüche, die Ambivalenzen, die Unvereinbarkeiten, die dem Erzähler in der Welt begegnen, findet er zunächst und vor allem in der eigenen Person. Er ist mit sich selber nie zur Deckung zu bringen. Immer bleibt ein Rest, der nicht aufgeht. Darum schafft sich der Erzähler mit einem Alter Ego sein eigenes Korrektiv.

Zum anderen erweist sich schon in den ersten Sätzen des Romans, dass diese Verdoppelung des Ich einem ästhetischen Kalkül und Programm entspricht. Die Welt erscheint dem Immunen als eine grosse Theaterbühne und er sich selber darauf als die ideale schauspielerische Besetzung. Er ist Darsteller, Selbst-Darsteller in einem Welttheater. Was dies für den weiteren Fortgang des Romans bedeutet, liegt auf der Hand: Alles ist Inszenierung, und jede Selbstdarstellung, jede Selbsterfindung erweist sich als Charade dessen, der weiss, dass Identitäten etwas für den Friedhof sind, dass bis dahin aber immer neue Rollen auszuprobieren sind: seien es Rollen, die einem andere aufzwingen, oder solche, die man selbst wählt. Oder, um es mit Schillers schönem Paradox zu sagen: Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Auch Hugo Loetschers Erzähler führt Rollenspiele vor, und sein Mensch wird auch da erst ganz Mensch, wo er sich – spielerisch, händeringend, verzweifelt – in die unausweichliche Vervielfältigung seiner Identitäten schickt.

Zu einer multiplen Persönlichkeit, meine Damen und Herren, gehört auch ein anständiger und also komplexer Gründungsmythos. Gleich zweimal und in zwei Versionen schildert uns Hugo Loetscher die Geburt des Immunen als Intellektueller: Zunächst, in dem Roman von 1975, erzählt er seine geistige Erweckung in jener bewegenden Szene, als der Junge seiner Mutter ein Steingutgeschirr schenkt. Das hält der Vater für Verschwendung, worauf er Teller und Tassen, betrunken und im Jähzorn, Stück für Stück zu Boden wirft. Ungerührt und teilnahmslos habe er damals zugeschaut. Es sei dies, so kommentiert der Erzähler das Ereignis, seine Geburtsstunde als Intellektueller gewesen. Hier habe er gelernt, dass es manchmal wichtiger sei, einfach nur zuzuschauen, nüchtern und

abgeklärt, auch wenn innerlich jede Faser bis zum Zerreißen gespannt ist.

In „Die Papiere des Immunen“ – elf Jahre nach dem Roman erschienen und eine Art fiktiver Nachlass-Roman aus der Hinterlassenschaft des zum Verschwinden gebrachten Immunen darstellend – berichtet der Erzähler (und dies wäre nun also die zweite Version dieser Menschwerdung) von seiner biologischen Geburt: Er und der Immune hätten sich noch im Mutterleib darüber gestritten, ob sie nun besser mit den Füßen oder nicht doch mit dem Kopf voran zur Welt kommen sollten. Der Immune entschied, der Kopf müsse voran. Und gleichzeitig legte er auch die Arbeitsteilung für die ersten Augenblicke nach der Geburt fest. Er, der Immune, werde sich umsehen, während der Erzähler schreien solle. Das erwies sich als Erfolgsmodell und wurde in der Folge verfeinert. Der Immune würde sich weiterhin umsehen, während der Erzähler nicht mehr nur schreien, sondern reden, schreiben, kurz: Worte für all das Unfassbare zwischen Sihl und Amazonas suchen würde.

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass dem Immunen sogar noch eine dritte Geburt beschieden war. Mit der französischen Übersetzung erhält der Immune im Titel einen neuen Namen, der Hugo Loetscher im ersten Augenblick widerstrebte und erst im zweiten Moment, dann aber in allen seinen unwiderstehlichen Facetten einleuchtete: „Le déserteur engagé“ (Der engagierte Deserteur). Damit kam das ganze Spektrum, wie Hugo Loetscher befand, von Dazugehören und Fremdsein zur Anschauung. Erst in dieser französischen Neuerfindung des Immunen erhielt er also einen Namen, der die unauflösbare Widersprüchlichkeit seiner Existenz ungeschönt und unverblümt zur Geltung brachte. Und mit diesem Titel, der seinen Protagonisten in zwei entgegengesetzte Richtungen blicken lässt, der die gebrochene, komplexe und nie mit sich selbst zur Deckung zu bringende Identität aufs Schönste anschaulich macht, erkennen wir in der Gedankenfigur des Immunen nun auch die Spielfigur, die er immer schon war.

Dazugehören und Fremdsein: das sind denn freilich auch die widerstreitenden Leitmotive, unter deren Regie in Hugo Loetschers letztem Buch, in dem Vermächtnisband „War meine Zeit meine Zeit“, dieses Ich noch einmal in einem kleinen Welttheater auf die Bühne gebracht wird. Am Ende des Romans „Der Immune“ hatte der Erzähler die Frage, wie es ihm gehe, mit der ihm eigenen pathosfreien Lakonie so beantwortet: „Danke. Ich komme davon.“ Über dreissig Jahre später scheint Hugo Loetscher mit den ersten Sätzen seines letzten Buches diesen fast ein wenig resignativen Fatalismus korrigieren zu wollen: „Wie alle bin ich ungefragt auf die Welt gekommen. Ich gehöre zu denen, die versuchten, daraus etwas zu machen.“ Wir verstehen: was nun folgt, ist eine Lebensbilanz und ein Vermächtnis. Es blickt einer zurück und zeigt uns seine Welt, sein Leben, und wir sollen wissen, er tut es nicht ohne Stolz.

Abermals inszeniert sich Hugo Loetscher in seinem letzten Buch als engagierten Deserteur, indem er seine Lebensgeschichten seit früher

Kindheit in diese rückblickend sinnstiftende Denkfigur einpasst. Er schildert uns das Arbeiterkind von jenseits der Sihl, das sich unter seinesgleichen fremd fühlte, es aber umso mehr tat, da es als junger Mann diesseits der Sihl, auf der vornehmeren Stadtseite, zu studieren begann. Und in der Folge zählt er auf, in wie vielen Arten einer nicht dazugehören kann: Er war im protestantischen Zürich das Kind eines aus der katholischen Innerschweiz zugewanderten Arbeiters; er war der Prolet unter den Studenten und der argwöhnisch beobachtete Intellektuelle unter den Zeitgenossen; er war unter lauter Heterosexuellen der bekennende Schwule und unter lauter Paaren und Familien der Alleinstehende. Doch so viele Arten es gibt, nicht dazuzugehören, so viele Wege gibt es, Zugehörigkeit herzustellen. Auch davon erzählt Hugo Loetscher in seinem letzten Buch, das unter seinen autobiographischen Büchern wohl das versöhnlichste ist. Der vertrauten Fremdheit an Sihl und Limmat entkam er an den Mekong oder an den Jangtse, an deren Ufer er Menschen fand, die auf ihre Art auch nicht dazugehörten; der Alleinstehende kümmerte sich um eine Wahltochter im Osten Thailands und erhielt als Gegengeschenk eine zweite Familie. Dieses Vermächtnis- und Bekenntnisbuch ist darum auch und vor allem ein Buch der Liebe geworden: Ohne indiskret zu sein, gibt es Blicke auf Intimes frei. Es schildert die unverbrüchliche Nähe zur Mutter, erzählt von der Sehnsucht nach Zärtlichkeit und deutet in bewegenden Miniaturen erotische Erfüllung an.

Dazugehören und Fremdsein: Zwischen diesen existenziellen Amplituden wird der Lebensweg in diesem Buch zur literarischen Erzählung geformt. Und es wird darin ein Ich entworfen, das nun dem Namen, den der französische Übersetzer des „Immunen“ dafür gefunden hatte, vollauf gerecht wird. Die Urszene für die innere Zerrissenheit des „déserteur engagé“ wird auch in diesem letzten Buch noch einmal geschildert. Der Erzähler lässt sich vom Vater beim unbeholfenen Versuch, ein Bücherregal zu zimmern, assistieren. Das fertige Regal kommentiert der Vater mit der trockenen Bemerkung, darin könnte er nun seine Werkzeuge gut unterbringen. „Wir spürten“, so fasst der Erzähler die Episode zusammen, „wie fremd wir einander waren, und waren uns nie so nah gewesen.“

Nähe und Ferne, Aufbruch und Rückkehr, die Storchengasse und die Welt: Die mit sich selbst versöhnte Zerrissenheit ist das paradoxe Signum, unter dem sich uns dieses Leben und dieses Werk darbieten. Wer Hugo Loetscher gekannt hatte, schätzte auch seine Geselligkeit, seine Herzlichkeit und eine Freundschaft, die sich bei aller Offenherzigkeit und Leutseligkeit eine sanfte Zurückhaltung bewahrt hatte. So stand er wohl vielen nah – und blieb vielen von uns doch seltsam fremd, ein Rätsel, bis zuletzt.